

Ulla-Lena Lundberg

FLS



Roman

Übersetzt von Karl-Ludwig Wetzig

mare

Ulla-Lena Lundberg

EIS

Aus dem Schwedischen von
Karl-Ludwig Wetzig

mare

Die Übersetzung wurde gefördert von



Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet
diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter
<http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Da die Handlung unter der schwedischsprachigen Minder-
heit in Südfinnland und auf den Åland-Inseln spielt,
tragen auch die erwähnten Orte im offiziell zweisprachigen
Finnland ihre schwedischen Namen. So ist etwa Helsingfors
die schwedische Bezeichnung für Helsinki.

Die Originalausgabe erschien 2012 unter
dem Titel *Is* bei Schildts & Söderströms, Finnland.
Copyright © Ulla-Lena Lundberg 2012

1. Auflage 2014

© 2014 by mareverlag, Hamburg

Lektorat Rudolf Mast

Typografie Farnschländer & Mahlstedt, Hamburg

Schrift Guardi

Druck und Bindung CPI Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-86648-206-7



www.mare.de

Zweites Kapitel

*M*an möchte sich gern vorstellen, dass sich der Pfarrer und seine Frau nun, wo sie endlich allein sind und im Begriff, ihr neues Leben auf dem eigenen Pfarrhof zu beginnen, einander zuwenden und umarmen. Aber sicher ist das nicht. Es gibt vieles, was im Lauf eines Lebens erledigt werden muss, und wenn man sich nicht beeilt, schafft man lediglich einen Bruchteil davon.

Zum Ausruhen bleibt keine Zeit, denn wie soll man alles auf die Reihe bekommen? Als Erstes müssen sie zusehen, Sanna, die in ihrem feinen Mantel auf dem Fußboden eingeschlafen ist, ins Bett zu bekommen. Also müssen zuerst die Rollen mit dem Bettzeug hereingeholt, die Decke und die Kindermatratze am Kachelofen angewärmt werden, bevor sie das Kinderbett machen und die Kleine hineinlegen können. Und wenn sie schon einmal dabei sind, können sie auch gleich die anderen Betten hereinschaffen und das Bettzeug auspacken, dann ist auch das erledigt. Da jetzt alles so einladend ausgebreitet ist, könnten sie eigentlich selbst ein kurzes Nickerchen halten, denn es ist schließlich erst acht, und der ganze Tag liegt noch vor ihnen. Aus der Überlegung heraus, dass sie in letzter Zeit zu viel geschuftet und viel zu wenig geschlafen haben, ist es die Frau, die den klugen Vorschlag macht, aber der Pfarrer ist viel zu aufgedreht, er sagt, er habe jetzt keine Ruhe, es gebe so viel zu sehen und zu tun.

»Verschnaufen kann man im Grab«, vertröstet er.

»Das sollte ein Geistlicher aber nicht sagen«, antwortet ihm eine belustigte Stimme. »Aber es heißt ja, da ruhe man in Frieden.«

Das ist Brage Söderberg von der Küstenwache, der nach den hiesigen Gepflogenheiten einfach ins Haus getreten ist, zumal die Tür offen stand. Damit beweist er umgehend die Hypothese, die Mona in den folgenden Jahren bitter und triumphierend zugleich ein ums andere Mal wiederholen wird: Wenn man sich einmal im Leben für ein halbes Minütchen hinlegen will, kommt natürlich jemand.

Und unleugbar ist Brage gekommen, wohlwollend lächelnd, eine für die Pfarrersleute unwiderstehliche Freundlichkeit und gute Laune ausstrahlend. Ungeniert steht er mitten im Umzugsdurcheinander und grinst, und der Pfarrer gibt rasch zurück: »Zum Glück kenne ich mich da aus.«

Wie es auf der Insel üblich ist, verschwendet Brage Söderberg keine Zeit darauf, sich vorzustellen, seinen Namen erfahren sie erst später auf Nachfrage vom Küster. Brage begrüßt sie beide herzlich und heißt sie willkommen und erklärt, er habe sein Küstenwachboot unten am Steg, und falls sie vorhätten, den Kaufladen aufzusuchen, weil sie doch am ersten Tag sicher viele Dinge benötigten, dann würde es gut passen, wenn sie gleich mit ihm kämen, denn er wolle selbst dorthin, um für die Station zu bunkern.

»Danke«, antwortet der Pfarrer. »Das Angebot kommt uns sehr gelegen, aber dürfen wir Ihnen wirklich solche Umstände machen?«

»Keine Umstände«, antwortet der Mann von der Küstenwache. »Man muss gucken, wie man zurechtkommt, wenn man auf einer Insel lebt.«

In den Ohren der Pfarrersleute klingt es wie eine wunderbare und ganz und gar originelle Feststellung, bis sie im Lauf der Zeit merken, dass sie am Ort zum Standardrepertoire gehört. Mit ihr drückt man die Selbstverständlichkeit nachbarschaftlicher Hilfe aus und auch eine Unzahl eigenmächtiger Handlungen und kreativer Lösungen, die sich nicht immer an die Grenzen der staatlichen Rechtsprechung halten. Der Pfarrer wittert eine Unabhängigkeit, nach der es ihn sein ganzes fest geregeltes Leben verlangt hat, und einen Anarchismus, der ihn große Sympathie für den noch namenlosen Brage Söderberg empfinden lässt. Der ist auf den Schwingen der Morgenröte gekommen und hat eine mühselige Expedition federleicht gemacht.

Durch die Pfarrersfrau aber geht ein Ruck, sie fliegt auf und läuft und holt ein Blatt Papier aus einer Tasche, zieht einen Stift aus einer anderen. An der Anrichte stehend, schreibt sie hektisch, tritt von einem Fuß auf den anderen und ruft entschuldigend: »Nur eine halbe Minute noch!«

Brage Söderberg sieht verwundert drein, dem Pfarrer schwant, dass man es hier sonst vielleicht nicht so furchtbar eilig hat. Doch darüber kann seine Frau jetzt nicht nachdenken, die Eile, die sie bei dem Beamten von der Küstenwache voraussetzt, bringt die beiden Männer auf Trab, und sie selbst läuft nebenher und schärft ihrem Mann ein, woran er denken, wonach er fragen, was er kaufen und bestellen soll. Sicher habe sie noch vieles vergessen, ruft sie und wedelt mit der Liste, er solle auch den eigenen Verstand gebrauchen und selbst mitdenken. Jetzt sollen sie voranmachen, los, los! Ob sie auch die Marken hätten? Gütiger Himmel, nein!

»Entschuldige, ich lauf schon.« Sie läuft los, und sie läuft schnell.

Puh! Brage Söderberg steht noch nicht auf so vertrautem Fuß mit ihnen, dass er einen Kommentar dazu abgibt, doch der Pfarrer erklärt leicht verlegen, dass sie in Eile sei, weil sie seine Arbeitszeit in Anspruch nähmen. Sie werde schon ruhiger, wenn sie sich ein wenig eingerichtet hätten. Während sie warten, betrachtet er mit unverfälschtem Interesse das Küstenwachschiff, sie erörtern Pferdestärken und Seetüchtigkeit, und der Pfarrer äußert die Hoffnung, um Rat fragen zu dürfen, falls er die Gelegenheit erhalten sollte, sich ein Motorboot zuzulegen, etwas, worauf er sehr hoffe. Da ist seine Frau schon wieder zurück, mit geröteten Wangen und ein wenig außer Puste. Sie reicht ihm nicht nur die Bezugsmarken, sondern, triumphierend, auch sein Portemonnaie, das auf dem Küchentisch gelegen hat. In dem ganzen Durcheinander! Musste er es denn jedes Mal gleich irgendwo hinglegen, sobald er ins Haus kam? Warum konnte es nicht einfach in der Rocktasche bleiben, so dünn und mager, wie es ist? Wie dem auch sei, jedenfalls braucht er dank ihres raschen Handelns und ihrer Aufmerksamkeit nicht schon am ersten Tag im Kaufladen um Kredit nachzusuchen und ihnen Schande zu machen.

Jetzt aber los! Als das Boot über den schmalen Sund davontuckert, scheint es langsamer zu sein als die Frau, die noch einmal die Anhöhe hinaufdampft. Doch als sie hinter dem Kamm außer Sicht ist, verlangsamt sie ihr Tempo etwas. Sie ist allein, obwohl ihr von dem ganzen Motortuckern, Reden und dem Schlafmangel der letzten Tage der Kopf brummt, und sie gesteht es sich zu, einmal durchzuatmen und die Kirche zu betrachten, die rotbemüht im ersten Anflug von Frühlingsgrün mitten in einem knallblauen Meer und hellen Himmel steht. Hübsch, gesteht sie sich zu

denken zu, frische Luft, allerdings noch kühl, da dürfen wir Sanna noch bis Mittsommer warm anziehen.

Außerdem denkt sie, dass sie jetzt Haus und Heim und ein eigenes Leben haben, und mit Freude betritt sie das Pfarrhaus und macht sich daran, Möbel zu rücken und auszupacken. Aber zuerst, in der eigenen Küche, streckt sie die Hand aus und nimmt das letzte Butterbrot, mit ordentlich Butter drauf, das sie vielleicht dem Küstenwächter hätte anbieten sollen, aber auf den Gedanken ist sie nicht gekommen. Von jetzt an wird sie ihre eigene Butter herstellen, ihr eigenes Brot backen und all die Dinge tun, die es in einem kleineren bäuerlichen Betrieb zu tun gibt. Sie sieht, dass Signe, die Frau des Küsters, eine Kanne Milch in die Küche gestellt hat, noch warm. Falls Petter Mehl bekommt, kann sie Pfannkuchen backen, und wenn er Kartoffeln mitbringt, ist alles bestens. Am Abend kann er beim Steg ein Netz auswerfen, denn sie haben den Kahn und das Barschnetz des vorigen Pfarrers auf einer Auktion ersteigert. (Wo Petters allzu schwatzhafte und darum unaufmerksame und leicht übers Ohr zu hauende Verwandte als Mittelsmänner fungierten. Mit Enttäuschungen solcher Art muss man rechnen.)

Die Pfarrersfrau liebt ihren Mann. Liebe zwischen jungen Eheleuten ist nichts Außergewöhnliches, aber die Glut in der Brust der Pfarrersfrau ist etwas anderes. Es fällt ihr schwer, sie hinter den Rippen zu halten und zu verhindern, dass sie ausbricht wie eine Schweißflamme und Augenbrauen und Haare an allem, was ihr in den Weg kommt, versengt, in seine Zeit eindringt und in das Territorium, das rechtmäßig ihr zusteht. Da der Pfarrer so oft außer Haus oder von Amtsgeschäften in Anspruch genommen ist, dämmt sie das Feuer mit emsiger Geschäftigkeit ein. Die aufgewachte Sanna weiß,

dass es das Beste ist, still in ihrem Kinderbettchen sitzen zu bleiben und nicht dem Wirbelwind in die Quere zu kommen, der da durch die Zimmer fegt. Gerade stürzt Mama an der Türöffnung vorbei und sieht, dass Sanna wach ist.

»Schlaf, schlaf«, ruft sie, »Mama ist ja da.«

Es scharrt und knarrt, als sie die große Anrichte im Wohnzimmer an ihren Platz schiebt. Kleine Pause, während der die Pfarrersfrau den Abstand von beiden Zimmerecken abschätzt, dann neuerliches Scharren und Knarren, bis die Anrichte auf den Zentimeter exakt ausgerichtet ist. So geht es weiter, bis auch Tisch und Stühle im Wohnzimmer richtig platziert sind. Krack, werden die Umzugskisten aufgebrochen, beginnt das Auspacken, ist die Anrichte voll. Die Geräusche entfernen sich, und Sanna weint in ihrer Verlassenheit. Mama ist so weit weg in diesem fremden Haus, dass sie, so laut es geht, weinen und in ihrem Bett aufstehen und aus vollem Hals »Mama! Mama!« rufen muss, bis Mama sie endlich hört.

»Still, Sanna!«, sagt sie. »Dir fehlt doch nichts. Möchtest du aufstehen?«

In einem Schwung hebt sie Sanna aus dem Bett und trägt sie durch Wohn- und Esszimmer in die Küche. Sie befühlt den Hosenboden und ist zufrieden, dass sie es geschafft hat, den Topf hervorzuholen und Sanna draufzusetzen, bevor ein Malheur passiert ist.

»Braves Mädchen«, sagt Mama, und im Handumdrehen sitzt Sanna auf dem Thron und guckt sich um. Vieles sieht sie zum ersten Mal in ihrem Leben und möchte etwas dazu sagen, weiß aber nicht, wie man die Dinge nennt. Bah vielleicht, oder Da.

»Da, da«, sagt sie und zeigt.

»Ja«, sagt Mama, »Fenster. Gardinen schaffen wir uns an, sobald welche zu bekommen sind. Papiergardinen sind traurig, ich glaube, die Küche muss warten, bis es wieder richtigen Stoff gibt.«

»Da«, antwortet Sanna.

Aber Mama liegt auf dem Fußboden und forscht auf dem Boden des Küchenschanks nach Spuren von Mäusen.

»Bei einem so alten Haus mit rissigen Dielen muss man auf alles gefasst sein«, vertraut sie Sanna an. »Wir müssen uns also schleunigst eine Katze zulegen. Möchte Sanna ein Kätzchen haben?«

»Da«, macht Sanna.

»Wir schaffen uns eins an«, entscheidet Mama. Sie hat alle Hände voll zu tun, denn sie will, dass alles fertig ist, wenn ihr Mann nach Hause kommt, damit ihm vor Staunen der Mund offen steht. Während sie auf ihren flinken Beinen herumläuft, überlegt sie, ob er sich wieder einmal so verquatscht, dass er nicht wekommt, und gleichzeitig wünscht sie sich gerade, dass er es nicht eilig hat, damit sie es schafft, alles einzurichten.

Hungrig ist sie auch, denn kein Mensch kann so Stunde um Stunde schufteten, ohne etwas zu essen. In der Kanne ist Milch, aber nicht einmal Sanna lebt von Milch allein. Bäh, heult sie los. So mager und klein, wie sie ist, weint sie sofort untröstlich, während derjenige, der ihr Beschützer sein sollte und für den seine Frau ihre bezahlte Stelle aufgegeben hat, im Ort sitzt und sich bei der Population lieb Kind macht. Die Pfarrersfrau füllt einen Topf mit Wasser, das vom Empfangskomitee ins Haus getragen worden war, und stellt ihn aufs Feuer. Der Herd zieht gut, aber es zieht überall auf dieser windigen Insel, und kein Baum schirmt den Kamin ab.

»Hier«, erklärt sie Sanna, »darf man die Ofenklappe nur einen Spalt weit offen haben, damit einem die Holzkloben nicht gleich durch den Schornstein gehen.«

»Buäh«, macht Sanna, und die Mama holt die Kiste mit dem Trockenvorrat. So dumm und grün hinter den Ohren ist sie nicht, dass sie sich auf eine öde Insel verschleppen ließe, ohne in der Lage zu sein, einen Schutzwall gegen Mangel und Not aufzuwerfen. Es gibt Tee, den sie und ihr Mann abends am Tisch im Wohnzimmer trinken werden, und gezuckerten Zwieback, den sie in etwas Milch aufweicht und auf dem diensteifrigen Herd anwärmt, ehe sie Sanna damit füttert.

»Lecker«, kommandiert sie, und Sanna schluckt und hört auf zu weinen. »Der Papa kommt bald nach Hause, dann machen wir etwas Richtiges zu essen. Anschließend geht Mama in den Stall, und morgen wird ein ganz normaler Tag.«

Ein ganz normaler Tag ist das, wonach sie sich am allermeisten sehnt, nach dem Krieg, nach Petters erster Stelle als Interimsvertreter eines verstorbenen Pfarrers, mit Frau und Neugeborenem in eine einzige Kammer mit Küchenecke gepfercht. Eigene Routinen zu haben, das ist das Schönste, was einem Menschen einfallen kann, der sich an alle möglichen Wechselfälle anpassen musste, über die er keine Kontrolle hatte. Nach einem eigenen Heim ruft ganz Finnland, und sie kamen hier angesegelt und sind nun ganz weit draußen auf der Ostsee gestrandet. Eingerichtet sind sie schon, innerhalb weniger Stunden hat die Pastorsgattin das Haus wohnlich gemacht, jetzt fehlt nur noch ein anständiger Essensduft. Sie hat keine Ruhe, mit Sanna auf dem Arm wandert sie von Fenster zu Fenster und späht nach drau-

ßen. In zwei Töpfen kocht brodelnd Wasser, damit sie, ohne Zeit zu verlieren, zubereiten kann, was immer er mitbringen mag.

»Schrecklich, wie schnell die Zeit vergeht«, sagt sie zu Sanna. »Bald ist es Zeit fürs Melken, und ich habe mit dem Kochen nicht einmal angefangen. Wo bleibt er denn?«

»Gä«, sagt Sanna, »Papa-papa-papa.«

»Er kommt bald«, sagt die Mama. Nachdem sie es einige Male wiederholt hat, kommt er, unter schweren Lasten krumm gebeugt, während das Küstenwachboot Kurs auf seine Station nimmt. Die Pfarrersfrau hat sich vorgestellt, ihm das Haus zu zeigen, doch nachdem er Sanna auf den Arm genommen hat und erste Bewunderung äußert, ruft sie, sie hätten keine Zeit, müssten etwas in den Bauch bekommen. Außerdem komme Signe jederzeit, und dann müsse gemolken werden.

»Und, was hast du bekommen?«

Der Pfarrer ist zufrieden, er hat eine Verproviantierungstour von Gottes Gnaden erlebt.

»Wenn ich nicht mit dir verheiratet wäre, würde ich um Adele Bergman anhalten«, sagt er. »Was für eine Frau! Sie thront da wie ein höheres Wesen, zu dem alle aufblicken. Rate mal, was sie getan hat! Sie hat mich in ihr Büro zitiert und aufgefordert, Platz zu nehmen. Mir wurde klar, dass sie reden würde und ich zu antworten hätte, wenn ich gefragt würde. Sie meinte, sie könne sich denken, dass wir an Lebensmitteln außer Milch so gut wie alles brauchen könnten, und darum habe sie am Morgen schon einmal ein bisschen was für uns beiseitegestellt. ›Bevor es ausverkauft ist‹, hat sie gesagt. Und weiter: ›Es ist verblüffend, was die Leute alles hamstern, nur weil für bestimmte Dinge jetzt die

Rationierung aufgehoben wurde. Als es alles auf Bezugschein gab, konnte man wenigstens die Absatzmengen kalkulieren.«

Ich saß wie benommen da und dachte im Stillen, selbst wenn es gar nichts gäbe, verfügte Adele Bergman mit Sicherheit über ein kleines Vorratslager, aus dem sie etwas an bestimmte Privilegierte verteilen würde. Wir gehören jetzt zu diesen Auserwählten. Ich habe Mehl, Mona. Ich habe Zucker. Ich habe Haferflocken und Grießmehl. Ich habe Eipulver. Ich habe Erbsen. Für heute Abend haben wir Hering, und danach fischen wir selbst. Ich habe Salz. Ich habe genügend Knäckebrötchen, bis wir dazu kommen, selbst zu backen, und als Willkommensgeschenk habe ich sogar ein frisches Brot mitgebracht. Diese wunderbare Frau hat uns sogar einen Beutel Kartoffeln aus der Stadt organisiert, damit wir etwas haben, bis wir uns aus der näheren Umgebung versorgen können.«

»Gib her!«, sagt seine Frau, und eine angemessene Menge Kartoffeln wird im Spülstein energisch geschrubbt und ins kochende Wasser geworfen, gefolgt von einer Prise Salz.

»In zwanzig Minuten«, ruft sie. »Wo hast du das Mehl? Ich mache eine helle Soße. Pfeffer habe ich mitgebracht. Stell die Dose mit den Herings auf den Tisch! Oh, was für ein Mehl! Ich mache Pfannkuchen, wir sind ausgehungert. Hm, was wir alles zu essen haben! Kannst du es noch abwarten? Nimm ein Stück Knäckebrötchen!«

Sie arbeitet wie besessen, rührt Pfannkuchenteig, macht die Soße, stellt Teller und Besteck auf den Tisch, brät in der kleinen Pfanne Pfannkuchen.

»Wenn wir jetzt noch Kompott hätten«, wünscht sie sich.

Der Pastor lächelt in sich hinein und zieht eine Dose Ap-

felmus aus der Tasche. Apfelmus! Das erste nach dem Krieg kommerziell hergestellte! Oh!

Wer die Pfarrersfrau herumhetzen sieht, vermag sich nicht vorzustellen, dass sie überhaupt still sitzen kann, und zwar länger, als man vermuten könnte, nachdem sie erst einmal das Essen auf dem Tisch und die Familie drum herum platziert hat. Sie essen Hering und gute Kartoffeln mit heller Soße, dann verputzen sie die Pfannkuchen mit Zucker und Apfelmus. Für eine so kleine Familie verdrücken sie eine ganze Menge. So viel, dass sie hinterher noch in jenem leichten Rausch sitzen bleiben, den eine um mehrere Stunden verspätete warme Mahlzeit schenken kann. Sanna lächelt verzückt mit einem Rand von Zucker und Mus um den Mund. Mona fragt ihren Mann, wen er im Geschäft kennengelernt habe, wie die Leute aussähen und was sie gesagt hätten. Er antwortet, es sei unglaublich, wie anständig sich alle benähmen. Jeder habe ihm die Hand geschüttelt und ihn willkommen geheißen und sich so leichthin und locker mit ihm unterhalten, dass es ein Vergnügen gewesen sei.

»Hier kommt man mit den Leuten leicht ins Gespräch«, resümiert er. »Was für Menschen! Und was für ein Tag für uns. Es schwirrt einem der Kopf. Kaum zu glauben, dass wir erst gestern in Åbo auf dem Kai standen und uns fragten, ob das Boot wohl jemals ablegen werde.«

Sein Blick wandert Richtung Wohnzimmer und zu dem dahinterliegenden Schlafzimmer, denn jetzt will er sehen, welche Wunder sie schon bewirkt hat.

»Na, dann komm! Obwohl Signe jeden Moment hier sein kann, und ich möchte vorher noch den Tisch abdecken. Aber komm!«

Papa nimmt Sanna auf den Arm, und sie begeben sich auf

Hausbesichtigung. Alles steht an seinem Platz, alles ist eingeräumt.

»Wie hast du das nur geschafft? Du hättest Anrichte und Tisch doch nicht allein umstellen sollen, meine Liebe! Da geht man mal eben für ein paar Stündchen aus dem Haus, und wenn man zurückkommt, ist aus dem Chaos schon Ordnung geworden.«

»Na ja«, antwortet seine Frau. »Die Bücherkisten sind noch nicht ausgepackt, denn du musst zuerst aus den Brettern Bücherregale bauen. Und den Koffer mit den Bürounterlagen habe ich nur ins Zimmer gestellt. Den darfst du selbst auspacken, während ich beim Melken bin. Wo bleibt denn Signe nur? Es ist schon bald sechs Uhr.«

Sie schaut aus dem Fenster, zur See- und zur Landseite. Der Pfarrer folgt ihren Blicken und sieht, wie schön es hier ist, nackte Felsen und eine Wolke von hellem Grün wie Rauch zwischen den Felsbuckeln im zeitigen Mai. Abendsonne, und das Dach der Kirche leuchtet in einem anderen Rotton als am Morgen. Auf dem Friedhof stehen weiße und schwarze Kreuze beisammen wie eine Gemeinde.

»Glaubst du, sie traut sich vielleicht nicht herein?«, fragt seine Frau.

»Doch«, antwortet er. »Wir sind doch schon miteinander bekannt, und sie wissen, dass wir ihnen nicht die Ohren abreißen.«

»Schon«, wendet Mona ein, »aber wir hätten doch eine Zeit ausmachen sollen. Es gibt noch alles Mögliche, was ich erledigen müsste, dabei renne ich jetzt nur von einem Fenster zum anderen.«

Doch im Gehen räumt sie den Krug vom Tisch und gießt das brühwarne Wasser in die Spülschüssel.

»Ich fange schon mal an«, sagt sie. »Vielleicht bringt sie das her, gerade wenn ich bis zu den Ellbogen im Spülbecken stecke.«

»Ich gehe Wasser holen«, sagt der Pfarrer. »Dann werde ich ja sehen, ob sie sich tatsächlich nicht ins Haus traut. Der Brunnen ist doch irgendwo da beim Garten, wenn ich mich nicht irre.«

Er geht und kommt, ohne eine Signe zu entdecken. Das Wasser aber ist weich und seidig, viel Schmelzwasser, und gelblich braun, wie Brunnenwasser im Frühjahr zu sein pflegt.

Die Pfarrersfrau schafft den Abwasch und Sanna für eine neue Sitzung aufs Töpfchen zu setzen, und Signe kommt noch immer nicht.

»Wenn sie nicht so nett wären, könnte ich richtig ärgerlich werden«, sagt die Pfarrersfrau. »Glaubst du, sie hat mich missverstanden? Meinst du, ich sollte schon mal allein in den Stall vorgehen? Aber dann wird sie es sicher falsch verstehen, dass ich nicht auf sie gewartet habe. Ach, wie kompliziert! Wie ich mich danach sehne, dass wir endlich für uns sein können.«

Sie brennt vor Verlangen, in den Stall zu kommen. Anfangs wird die Gemeinde glauben, ihr Enthusiasmus für die zwei Kühe und drei Schafe sei nur gespielt, um zu zeigen, dass sie in allen Belangen ihren Alltag teilt; in Wirklichkeit aber hegt niemand auf Örar eine derartige Passion für die Viehhaltung wie die Frau des Pastors. Als Kind auf dem väterlichen Hof lag ihr mehr an den Bewohnern von Kuh- und Pferdestall als an denen der Hauptgebäude, und auch noch seit sie ihren geliebten Mann und durch ihn eine eigene Familie bekam, liebt sie das Vieh, das sie erst zum Menschen

gemacht hat. Es ist jedoch keine sentimentale Liebe, keine romantische Spinnerei, denn die Pfarrersfrau schickt zum Schlachten und züchtet störrische Biester und behauptet nie, sie würde Kühe lieben, sie hält sie nur mit Leidenschaft. Realistisch und rational, wie sie ist, liebt sie das Vieh für seinen Beitrag zur Selbstversorgung und weil die Kuh eine Garantin für ein eigenständiges Leben ist.

Sie kann jetzt nicht in den Stall laufen, weil sie mit Signe ausgemacht hat, dass sie zusammen gehen wollen, aber wie kann es sein, dass Küsters Signe nicht zu der Zeit kommt, zu der ganz Finnland, ja, ganz Nordeuropa seine Kühe melkt?

»Vielleicht melken sie hier später, weil sie die Milch bei keiner Molkerei abliefern müssen«, überlegt der Pfarrer, der manchmal eine praktische Intelligenz an den Tag legt, die seine Frau überrascht. Sie räumt ein, dass er damit vielleicht recht hat und sie ebenso gut Sanna jetzt gleich zu Bett bringen könnte. Andererseits muss sie erst gebadet werden, ehe sie ins Bett gesteckt werden kann. Auf dem Herd steht noch warmes Wasser, und es wäre schade, das nicht zu verwenden, also ... »Wenn Signe zwischendrin auftaucht, musst du übernehmen.«

Sanna ist gebadet, zu Bett gebracht und hat ihr Abendgebet gehört, ehe Signe kommt. Und sie kommt nicht allein, sondern in Begleitung ihres Mannes. In aller Seelenruhe schlendern sie herbei und entschuldigen sich nicht einmal für ihre Verspätung. In ihren Augen gibt es auch keinen Grund dazu. Der Küster erkundigt sich, wie ihr Tag verlaufen sei. Er vermutet, dass sie müde sind, und bietet an, er und Signe könnten allein in den Stall gehen, und die Pfarrersleute könnten sich ein bisschen ausruhen.

»Kommt nicht infrage«, erwidert die Pfarrersfrau, die vor

Erwartung brennt. »Es ist mir eine große Freude, unsere Kühe kennenzulernen. Ich habe gesehen, dass die Kannen gespült sind – vielen Dank, Signe –, wir brauchen sie also bloß zu nehmen und loszugehen.«

Womöglich haben Signe und der Küster mit längeren Präliminarien gerechnet, aber sie passen sich leicht an und folgen der Pfarrersfrau auf die Diele, wo sie energisch mit Kannen und Sieb klappert und ein Päckchen mit Filterwatte einsteckt.

»Seife ist im Stall?«, fragt sie, und Signe nickt. Der Pfarrer sagt, er würde gern mitkommen, doch am ersten Abend müsse jemand bei Sanna im Haus bleiben, falls sie aufwachen und in dem neuen, fremden Haus Angst bekommen sollte.

Seine Frau führt den Zug zum Kuhstall an. Sie trägt einen Stallkittel, der schon einige Einsätze erlebt hat, und ist in der Diele in ein Paar ausgetretene Schuhe geschlüpft, aber innerlich fühlt sie sich festlich gekleidet. Sie öffnet die Tür und tritt direkt in den Stall, nicht in eine Milchammer, wie sie es gewohnt ist. Zwei Boxen für Kühe, ein leerer Kälberpferch, vor der Giebelwand ein Schafspferch mit drei unruhigen Mutterschafen, und ein abgetrennter Verschlag voll stupsender Köpfe und staksiger Beine, die alles in allem fünf Lämmer ergeben.

Die Kühe drehen die Köpfe und muhen. Die große, alte und dunkelrote ist Äppla, macht Signe sie bekannt, und die kleinere, helle und sanfte ist Goda. Beide sind trächtig und werden im Juni kalben.

Zu spät im Jahr, findet die Pfarrersfrau, und Signe erklärt, das Decken habe sich verzögert. Der vorige Pfarrer habe gewusst, dass er wegziehen würde, und die Kühe etwas ver-

nachlässigt. Jetzt würden sie bald trockengestellt, aber ein paar Liter Milch morgens und abends gäben sie schon noch, was doch wohl ganz willkommen wäre.

Die Pfarrersfrau gibt den Kühen einen kräftigen und geübten Klaps und inspiziert die Euter. Sie sind relativ klein und fest, besonders die von Goda. Sie beschnuppern sie zurückhaltend und muhen wieder, um ans Futter zu erinnern. Und, ja, sicher, die Scheune befindet sich gleich im Anbau nur eine Tür weiter. Es ist kaum mehr Heu da, doch bald kann man die Tiere auch ins Freie lassen. Auf den Höfen, die richtig knapp dran sind, hat man das schon getan.

»Wir auch«, setzt der Küster hinzu. »Es ist ein Kampf, sie den ganzen Winter über mit Heu zu füttern. So üppig wächst es hier nun auch wieder nicht, aber sie fressen auch Laubknospen und Schilftriebe am Ufer.«

Die Pfarrersfrau fährt mit der Heugabel über den Scheunenboden und bekommt ein Bündel zusammen, das sie Äppla vorwirft, dann bekommt auch Goda ihre Ration, mager und staubig. Im ganzen Stall nicht die Spur eines Sacks mit Futter. Äppla und Goda haben beide pralle Bäuche durch ihre Trächtigkeit, aber ihre Beckenknochen stechen hervor wie Kleiderhaken, und jemand, der aus den Futterscheunen Nylands kommt, sieht, dass sie viel zu mager sind.

»Der Frühling kommt wahrlich zur rechten Zeit«, sagt die Pfarrersfrau und denkt im Stillen, dass der vorige Pastor schlecht für seine Tiere gesorgt hat. Aber sie will nicht kritisieren, sondern greift zur Forke, sucht trockene Blätter zusammen und wirft sie den Schafen in die Krippe. Dann findet sie die Mistgabel, und bevor der Küster danach greifen kann, fängt sie mit dem Ausmisten an. Das ist schnell erledigt, die mageren Kühe haben nur kleine, feste Fladen fal-

len lassen, und der primitive Stall weist eine Rinne im Boden auf, die den Urin durch ein Loch im Steinsockel nach draußen leitet. An der Ecke befindet sich der Brunnen für das Vieh, der jetzt im Frühjahr voller Schmelzwasser ist, wie der Küster zeigt. Diesmal ist er schneller und holt ein paar Eimer voll nach oben, die er in die Tröge leert.

Die Kühe brummen friedlich und fressen das trockene Heu, während Signe und die Pfarrersfrau die Euter waschen und sich zurechtsetzen. Am nächsten Tag können Signe und der Küster allen Interessierten berichten, dass die Pfarrersfrau zu melken versteht, wie man es noch nie gesehen hat, und eine Art hat, mit den Tieren umzugehen, dass man nur staunen kann. Äppla und Goda drehen die Köpfe und gucken, drehen sich noch einmal um und gucken wieder. Was man im Lauf eines Rindviehlebens so alles erleben darf! Viel Milch geben sie nicht, aber doch immerhin so viel, dass es ordentlich in den Eimer spritzt, wo die Pastorsfrau Hand anlegt.

»Gute Zitzen, feste Euter«, kommentiert sie. »Jetzt müssen sie sich nur wieder ein bisschen was anfuttern. Es gibt viel, worum wir uns kümmern müssen, unsere Viehweiden und Heuwiesen eingeschlossen.«

Mit Blick auf die Verhältnisse in der Scheune steht zu befürchten, dass die Wiesen nicht ausreichen, aber der Küster, interessiert an Eigentumsrechten, hält aus dem Stand einen längeren Vortrag über den Grundbesitz der Kirche.

»Es gibt noch immer genug Heu, und Hilfe bei der Ernte gibt es von den Pächtern auf den Vorwerken, die zum Pfarrhof gehören. Die leisten Tagwerke für das Land, das sie gepachtet haben.«

»Heutzutage gibt es doch wohl keine abhängigen Kätner

mehr?«, fragt die Pfarrersfrau, und der Küster gibt ihr recht. Die Hufen sind freigekauft, aber wer mehr Weideland braucht, bezahlt die Pacht mit Arbeit.

»Aha«, sagt die Frau des Pastors und ahnt, dass es Probleme geben wird. So schnell, wie sie schaltet, hat sie schon verstanden, dass hier um Gras hart konkurriert wird. Sie fragt nach, wie es mit dem Weideland des Pfarrhofs steht, und der Küster versichert mit Nachdruck, dass es auf der Kirchinsel genügend Weide für die Pastorskühe gebe. Bei den ehemaligen Kättern des Pfarrhofs sehe es schlechter aus. Er solle es vielleicht nicht sagen, aber er sage es trotzdem, es sei schon vorgekommen, dass sie die Zäune auf ihrer Seite so weit vernachlässigt hätten, dass ihre Kühe sich auf die Weide des Pfarrers verirrt und dort die Bäuche vollgeschlagen hätten.

»Oje«, sagt die Frau. Probleme in der Tat, denn sie hat sich fest vorgenommen, das Anrecht von Äppla und Goda auf ihr frisches Gras auch durchzusetzen. Sie schüttet die Milch durchs Sieb und tätschelt die beiden noch einmal, damit sie begreifen, dass sie sich von nun an an sie halten sollen. In ihren Augen verschwimmt Küsters Signe bereits in Nebel, denn hier hat jetzt eine andere das Sagen.

Die Pfarrersfrau fragt nach Signes eigenen Milchkühen, und ja, bald hat sie zwei, Gamla und ihre Färse, denn die wird im Frühling zum ersten Mal kalben.

»Ob wir sie über den Winter bringen oder im Herbst zum Schlachten schicken, hängt vom Heuertrag ab«, erklärt der Küster mit zufriedennem Tonfall. Die Pfarrersfrau begreift, dass Jungkuh und Kalb und die über den Sommer anfallende Milch so oder so kein geringes Zubrot bedeuten.

»Ich freue mich, dass wir Bekanntschaft geschlossen haben«, sagt sie aufrichtig. »Es gibt so vieles, wonach wir Sie

noch fragen müssen. Die Schafe zum Beispiel. Wo sollen wir mit denen hin? Wir können sie ja nicht auf die Weide mit den Kühen lassen. Da ist kein Zaun, der sie hält.«

Der Küster erklärt, Pastors seien fein raus. Die beiden kleinen Inselchen vor der Kirchinsel seien die Schafsholme des Pfarrers. Wenn sie die Schafe alle paar Wochen von dem einen Holm auf den anderen verfrachteten, hätten sie den ganzen Sommer über genügend Futter, so gut sei das eingerichtet.

»Bei einem Blick in die Scheune wird klar, dass man sie am besten gleich morgen rüberbringt«, sagt die Pfarrersfrau. »Ob wir wohl bei jemandem ein Boot leihen können?«

»Bei uns zum Beispiel«, schlägt der Küster vor, denn er ist nicht unempfänglich dafür, wie fix sie ist, und sie darf sich beim Pfarrer gern lobend über ihn äußern.

»Danke«, sagt sie. »Tag und Zeit sollten Sie mit Petter ausmachen. Nachdem wir jetzt hier fertig sind, hoffe ich, dass Sie noch auf eine Tasse Tee ins Haus kommen.«

Bereits angefreundet, gehen sie zum Pfarrhaus zurück. Am Brunnen zeigt der Küster die Anordnung der Seile, mit denen man die Kannen hinablassen und die Milch über Nacht kühlen kann. Anschließend wird sie separiert und der Rahm aufgehoben. Den Separator hat Petters Vater auf einer Auktion ersteigert, er steht auf der Diele. Mona spült mit Schwung die Kannen aus, bläst dem Herd Leben ein, setzt den Wasserkessel auf und tischt etwas zum Tee auf: Zwieback, frisches Brot und Apfelmus.

Aus des Pfarrers Vorhaben, ein Netz auszuwerfen, wird nichts, denn Signe und der Küster bleiben in aller Seelenruhe sitzen und plaudern. Wenigstens bringt der Pfarrer sein Vorhaben zur Sprache, da schlägt sich der Küster mit

der Hand an die Stirn und ruft: »Gott im Himmel, ich hatte doch einen Topf Barsche für morgen mitgebracht, den habe ich auf der Treppe abgestellt. Hoffentlich sind keine Viecher reingekrabbelt.«

»Gedankenlesen«, sagt der Pfarrer. »Tausend Dank! Von morgen an kommen wir aber selbst zurecht. Von all der Hilfsbereitschaft werden wir noch ganz unselbstständig. Was war das für ein Tag!«

Er kann sich des Drangs, herzhaft zu gähnen, nicht erwehren, und da gähnt seine Frau ebenfalls wie eine Katze. Darauf muss der Pfarrer gleich noch einmal derart gähnen, dass alle beweglichen Teile seines Schädels knacken. Signe und ihr Mann schauen höflich weg und reden noch ein Weilchen, ehe sie sich erheben und Signe verkündet, jetzt sei es Zeit, ihre eigene Kuh zu melken. Es ist zehn Uhr. Die Pfarrersfrau fährt auf: »Was? Weil Sie uns helfen wollten, ist Ihre eigene Kuh noch nicht gemolken? Das ist ja schrecklich!«

»Ach was«, beruhigt Signe. »Die gibt jetzt so wenig Milch, dass es auch nichts ausmachte, wenn ich sie erst morgen früh melken würde.«

Die Pfarrersfrau will sich aber nicht beruhigen. Sie findet es so schlimm, dass Signes Kuh leiden muss, dass Signe fast selbst ein schlechtes Gewissen bekommt. Als sie endlich gegangen sind, könnten der Pfarrer und seine Frau vor Müdigkeit schielen. Sie murmeln und lallen, finden draußen kaum das Plumpsklo oder das Gesicht, als sie sich anschließend zu waschen versuchen, bevor sie endlich ins Bett fallen.

»Danke, dass du die Betten schon bezogen hast«, sagt der Pfarrer. »Das würden wir jetzt nicht mehr schaffen. Ich glaube, ich war noch nie so erledigt. Und so glücklich.«

Die erste Nacht auf dem Pfarrhof verbringen der Pastor und seine Frau platt wie eine Flunder. Das Letzte, woran sie sich erinnern, ist, dass der jeweils andere schon schlief.